

Progression im Zeichen des Rückschritts

Welt, 14.06.2024, Rosenfelder Andreas

<https://www.welt.de/kultur/plus251892256/Gruene-in-der-Krise-Progression-im-Zeichen-des-Rueckschritts.html>

Hier die „Fortschrittlichen“, dort die „Rückwärtsgewandten“ – so erklären sich manche grüne Vordenker das Wahldesaster. Dabei ist die Niederlage ein Signal dafür, dass diese Beschreibungen nicht mehr zutreffen – und sogar eine Umkehrung stattfindet.

Brechen ausgerechnet in Europa, der Heimat der Aufklärung, schlechte Zeiten für den Fortschritt an? Die Europawahl war gerade ausgezählt, da meldete sich am Montagmorgen schon Katrin Göring-Eckardt zu Wort. Die Fraktionsvorsitzende der Grünen ordnete das Desaster ihrer Partei und den parallelen Triumph der AfD im Deutschlandfunk geschichtsphilosophisch ein. Es sei, so formulierte sie seltsam passivisch, „passiert, dass eine Partei gewählt wurde, die deutlich macht, wir wollen eigentlich gar nicht, dass sich irgendwas verändert, und wir schützen euch davor“.

Das grüne Weltbild hat sich durch das politische Beben der Europawahl jedenfalls nicht verändert: Ihre eigene Partei, die sich die Klimafrage ja „nicht ausgesucht“ habe, sieht Göring-Eckart als Agentin eines unaufhaltsamen Fortschritts – man habe es lediglich versäumt, auch den Wählern „deutlich zu machen, dass wir in einer Zeit der großen Umbrüche leben“. Die AfD und ihre Wählerschaft hingegen betrachtet sie als Ausdruck einer zutiefst regressiven Angst vor Veränderung: „Das ist so ein Festhalten am Alten, und mich deprimiert das, ehrlich gesagt, auch sehr.“

Aber stimmt der Befund, der die grüne Chefprotestantin so betroffen macht, denn überhaupt? Lässt sich unsere Welt noch klar in progressive Kräfte auf der einen Seite und rückschrittliche auf der anderen aufteilen? Wer nicht völlig blind für die Motive der Wähler in Europa ist, muss anerkennen, dass sie durchaus wollen, dass sich „irgendetwas verändert“ – und zwar sehr grundsätzlich und so schnell wie möglich.

Umgekehrt legen die Wahlreaktionen der Grünen nahe, dass gerade hier die Angst vor den politischen und gesellschaftlichen Umbrüchen der Gegenwart regiert – und man sich insgeheim wünscht, man könne die eigene Lebensweltblase mit „Green Deal“, subventioniertem Lastenrad und pathetischen Carolin-Emcke-Parteitagestreden gegen all diese Veränderungen abschotten. Und sind die Degrowth-Strategien, welche die vermeintlich „Fortschrittlichen“ zur Bekämpfung des Klimawandels vorschlagen, nicht letztlich Versuche, das Rad der Zeit zurückzudrehen oder gar zu zum Stillstand zu bringen?

Wie unzeitgemäß es ist, dass wir das politische Spektrum immer noch auf einen Zeitstrahl übertragen, der durch das Jetzt in zwei Hälften unterteilt wird und dessen eine Pfeilspitze forsch in die Zukunft, dessen andere aber nostalgisch in die Vergangenheit weist – das hat schon wenige Tage vor der Wahl mit gutem Gespür Andreas Reckwitz gezeigt. In einem wegweisenden Essay in der „Zeit“ las der Soziologe die Krise der selbsternannten „Fortschrittskoalition“ aus SPD, FDP und Grünen als Symptom einer Krise jenes Fortschrittsglaubens, der als „DNA der

westlichen Moderne“ von einer fortwährenden Verbesserung der wirtschaftlichen, technologischen und politischen Bedingungen ausgeht.

Dass unsere von Verfallserscheinungen geprägte Krisenwirklichkeit diesem Glauben Hohn spricht, führt zu einem Paradoxon: Wer heute echten Fortschritt will, muss sich an Episoden der Vergangenheit orientieren, in denen es – wie etwa in den Nachkriegsjahrzehnten – gelang, die Versprechen von Prosperität und Modernität zu verbinden und eine Mehrheit daran teilhaben zu lassen. Reckwitz spricht von den „Trente Glorieuses“, also den dreißig glorreichen Wirtschaftswunderjahren zwischen 1945 und 1975. Dieser Zeitraum markiert übrigens genau jene goldene Ära der alten Bundesrepublik, nach der sich viele Wähler der AfD, aber auch der BSW zurücksehnen.

Konkrete Lösungen für die Gegenwart, der Reckwitz zeitgeisttypisch mehr „Resilienz“ verordnet, lassen sich aus diesem Blick zurück in die Zukunft nicht ableiten. Doch vermutlich wäre es ratsam für alle politischen Lager, in diesen Tagen gut über den Satz aus Tomasi di Lampedusas Roman „Der Leopard“ nachzudenken: **„Wenn wir wollen, dass alles so bleibt, wie es ist, muss sich alles ändern.“**